

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 81 (1955)
Heft: 23

Artikel: Ferdinand telefoniert
Autor: Freuler, Kaspar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-494622>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

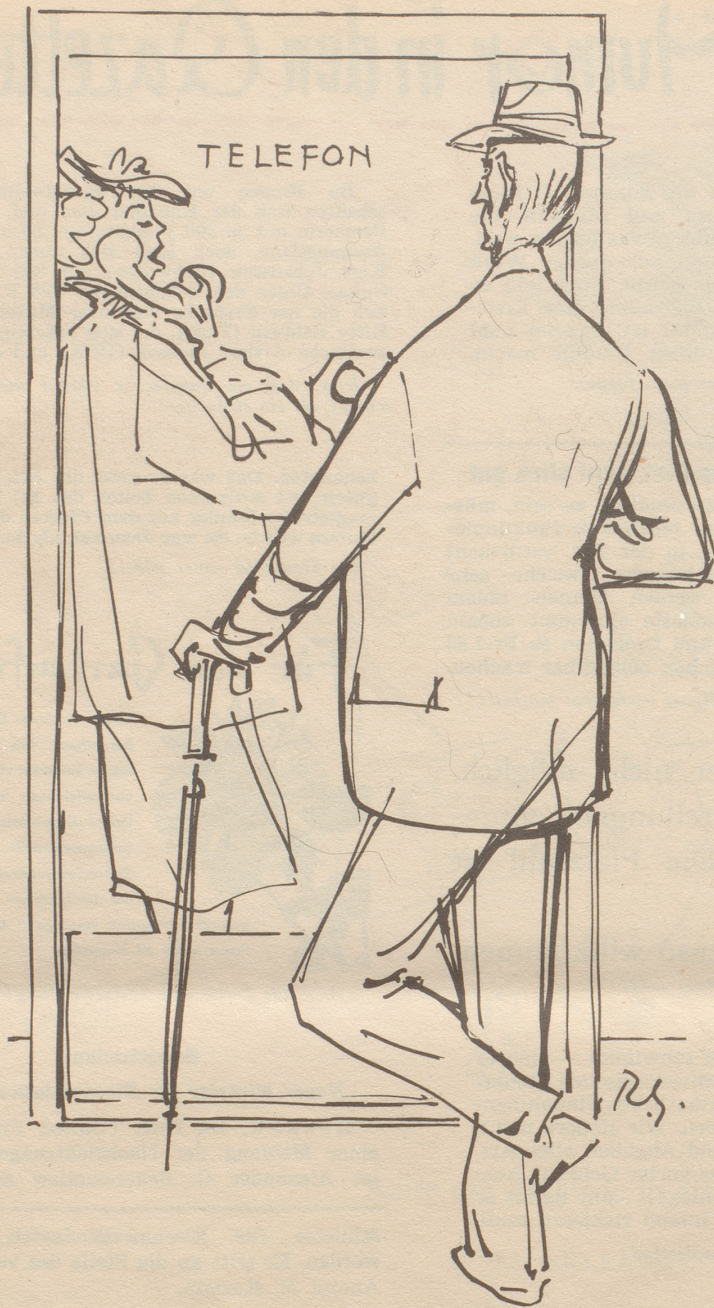
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ferdinand telefonierte

Von Kaspar Freuler

Wer telefonierte, presst. Dieser Satz steht fest. Gewöhnlich presst er schon, bevor er telefonierte.

In diesem letztern Fall befand sich Ferdinand, denn in zehn Minuten lief sein Zug aus der Halle und irgend etwas mußte vorher noch in Ordnung gebracht werden. «Aus der Halle» mag als Floskel gedacht sein; in Wirklichkeit handelte es sich um ein Stättchen dritter Klasse, das nicht einmal ein Vordach aufwies, sondern wo der Zug ganz einfach und sozusagen familiär auf einem der zwei Geleise dahergefahren kommt, ein wenig

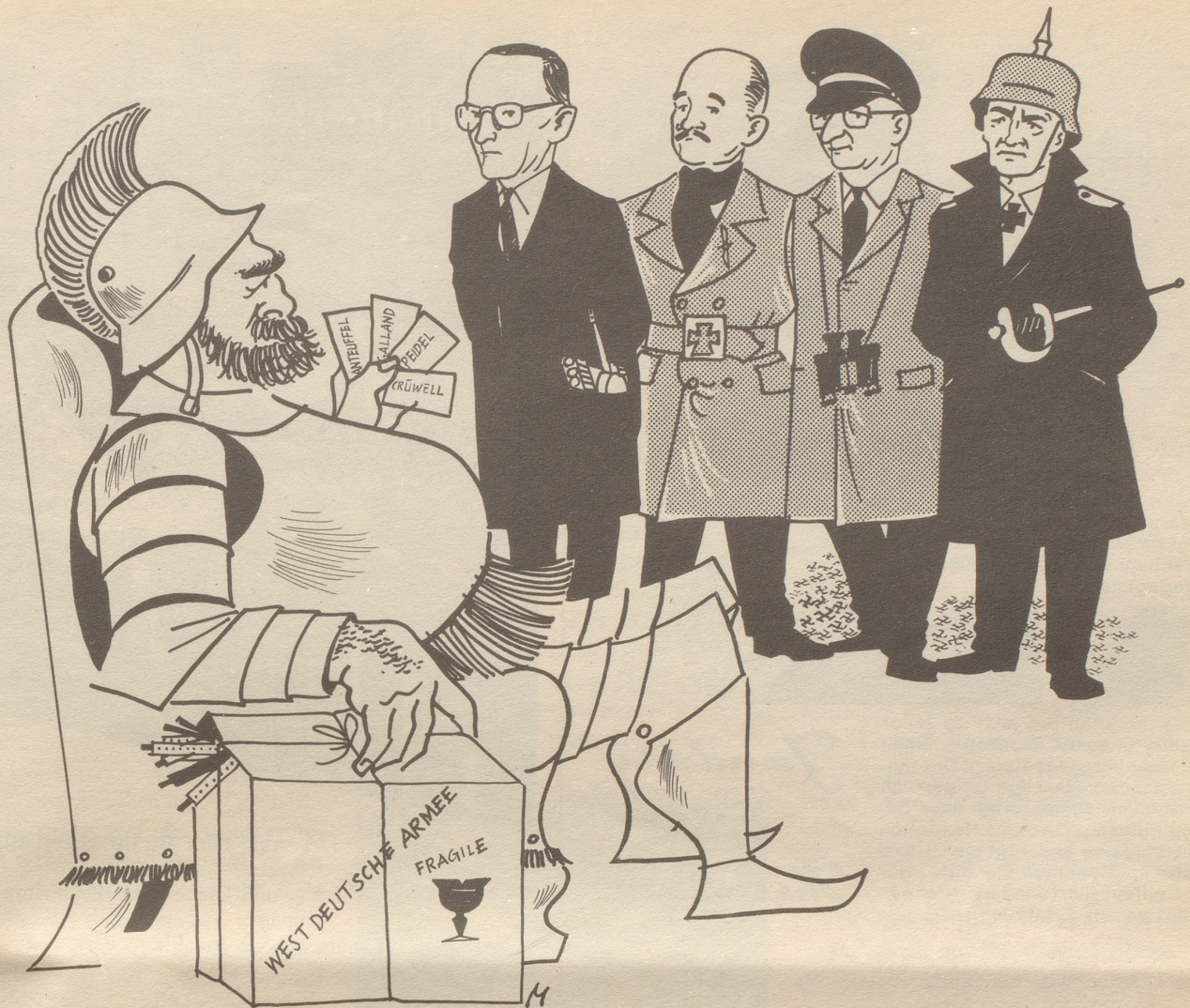
verschnauft, und sodann wieder ohne weitere Umstände davonfährt. Neben diesem Stättchen stand aber nun immerhin eine neue Telefonkabine, aufrecht und durchsichtig wie eine gläserne Zündholzschachtel. Ferdinands Telefonkabine.

Nein, leider war es nicht die seine. Denn wie er nun rasch die Tür aufreißt und sich über den komischen Halbbogen, den sie macht, verwundert, da steht eine junge, bildhübsche und zudem noch mit einem reizenden Hütchen garnierte Dame drin und telefonierte. Sie lächelt aber trotzdem; Ferdinand würde es mit so

etwas auf dem Kopf nicht tun. Sie lächelt sogar mit einem Gemisch von Verwunderung, ganz leichter Empörung und angeborener Freundlichkeit, und nickt dazu unmerklich. Dieses sympathische Nicken, das Ferdinand beinahe für ein Zunicken halten durfte, entschuldigte alles. Er lächelte ebenfalls, schloß mit diskreter Behutsamkeit die Tür und begann hin und her zu spazieren. Bei dieser Beschäftigung scheint bekanntlich die Zeit stillzustehen. Wenn dazu noch eine Stationsuhr mit ihren schwarzen Riesenziffern – sie zeigte eben 14.48 – vor einem steht, so friert dieses seltsame und unerklärliche Ding, Zeit genannt, überhaupt ein, bewegt sich nicht mehr, und scheint sich dennoch endlos auszudehnen. Ein Konglomerat merkwürdiger Naturerscheinungen, das das vage Bild, welches der Mensch sich von der Zeit machen kann, noch erheblich kompliziert und ihn beinahe auf philosophierende Abwege bringen könnte, wenn er nicht eben wie Ferdinand telefonieren und deshalb presieren müßte. So ging Ferdinand denn 14.50 neuerdings zur Kabine. Die junge Dame wird wohl nächstens zu Ende kommen, dachte er in seiner Einfalt; woraus man erkennen kann, daß er nicht sehr viel Menschenkenntnis besitzt. Der Schatten in der Kabine bewegte sich kaum. Ferdinand steckte höflich den Kopf durch die Spalte: «Pardon, Fräulein ... ich dachte ...?» Diesmal war die angetönte Freundlichkeit aus dem Gesicht der Dame verschwunden, sie knurrte lediglich etwas Unverständliches. Nun denn, Ferdinand wartet weitere zwei Minuten. Der Kabine gegenüber klebt ein Plakat an der Wand. Sie kennen es: das bekannte robuste Trachtenmädchen mit dem amerikanischen Girlgebiss, das der Hörer emporreckt und behauptet: «Telefonieren spart Zeit und Geld!» «Nur nicht übertreiben, Fräulein!» denkt Ferdinand und mustert das Fräulein ohne jede Bewunderung. Schon steht er wieder vor der Kabine. Nachgerade wird ihm diese endlose Telefoniererei zu bunt. Wenn es sein muß, kann man in sechs Minuten eine ganze Amerikareise verabreden. Er reißt den gläsernen Schlag wieder auf. Die Person mit dem infamen Lächeln grinst.

«Ist das Ihre Privatkabine, oder ...?» fragt er giftig. Im stillen denkt er dazu «Gans!», denn sie schaut ihn nun wahrhaftig denkbar blöd an. Zu weiterm hat sie keine Zeit; sie lacht und kichert in den Apparat hinein. Nur als er die Tür schließt, wütend natürlich, weil man diese Kabinentüren aus technischen Gründen nicht demonstrativ zuschmettern kann, hört er sie noch zischen: «Impertinente Frechheit.»

Es ist 14.54 Uhr. In zwei Minuten wäre ich mit meinem Gespräch fix und



Seid ihr alle da?

fertig, rechnet Ferdinand; in vier Minuten kommt der Zug, hält eine Minute ...

Aber dieses Weibsbild ist nicht aus der Kabine zu bringen. Ferdinand steht von einem Bein aufs andere, flucht innerlich und äußerlich, schmeißt wütend kleine Steine mit dem Fuß genau gegen das Plakat, und trifft den Fuß des Herrn Stationsvorstandes. Denn dieser Mann ist nun vor der Türe des Stationsgebäudes erschienen und steht mit dem Befehlsstab vor dem Geleise I.

Zum letztenmal reißt Ferdinand die Glastüre auf. «Wollen Sie endlich mit Ihrer verdammten Telefoniererei aufhören – oder?» schreit er. Da rauscht sie an ihm vorüber, mit roten Ohren, mit dem Wackelding auf dem Kopf, und mit Augen wie ein Feuerteufel.

«Eine richtige Kleekuh von unten bis oben!» – will Ferdinand sagen; aber er blättert schon, indes aus der Ferne der

Zug pfeift, im Telefonbuch. Er fingert im Portemonnaie nach dem Zwanziger, und steckt ihn – nein! Glauben Sie, er fände einen Zwanziger? Einen Haufen Fünfer, ein paar Halbfranken, ein bißchen Großes und einen Zehner, bloß einen. Der Schweiß rinnt ihm von der Stirn. Er riskiert einen Fünziger, in der blassen Hoffnung, der Apparat könnte die dreißig Rappen auf irgendeine ge-

heimnisvolle Weise zurücksputzen und zu telefonieren anfangen, obschon er genau weiß, daß das nicht geht; aber in der Not glaubt der Mensch an Wunder. Donnerwetter, wozu ist denn diese Technik da, und wozu die ganze Automatisierung, in normalem Verkehr hätte man dem Telefonfräulein ein paar Worte gesagt, fertig – also nicht – nichts und abernichts! Ein bißchen Musik, das ist alles, und wie Ferdinand den Hörer aufhängt und der Unglückshalbfränkler in die Metallschale rattert, der Zug zum zweitenmal pfeift und Ferdinand eben noch aufs Trittbrett springt, fuchelt der Vorstand mit dem Stecken: «He Sie dort! Eine halbe Stunde sind Sie jetzt da herum spaziert - - - .» Dann fährt der Zug aus der Halle. Respektive einfach und ohne Umstände zu machen davon.

Den Zwanziger fand Ferdinand in der Westentasche.

Underberg

Bitter

Semper idem.

BERGER & CO., LANGNAU/BERN